Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 23 (1929)
Heft: 16

Artikel: Der rote Teufel [Fortsetzung]
Autor: Gysin, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926750

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Liebe. Er bleibt uns treu, auch wenn wir ihm untreu sind, und das ist unser Glück. Gott liebt aus freiem Trieb, weil er die Liebe ist.

Wer gibt uns Leben, Kraft und Mut?
Wer hält mit seiner Hand
Des goldnen Friedens edles Gut
In unserm Vaterland?

Ach, Herr, mein Gott, das kommt von dir,
Du, du mußt alles tun.
Du hälst die Wach' an unsrer Tür,
Und läßt uns sicher ruhn.

Du nährest uns von Jahr zu Jahr,
Bleibst immer fromm und treu
Und stehst in jeglicher Gefahr
Uns allen herzlich bei.

Zur Belehrung

Die Zeitungen melden:

Ohrentraining.[1] Wir vermögen schwache Muskeln zu stärken, indem wir sie in Tätigkeit versetzen und üben. Das nennen wir Training. Etwas ganz ähnliches hat ein Russe, Prof. Skrizki, der Direktor der Taubstummenanstalt in Leningrad, für den Gehörnerv ausgedacht, und wie er berichtet, mit Erfolg angewandt. Wird ihm ein Gehörloser zur Behandlung überwiesen, so prüft er ihn zunächst einmal mittels eines besondern Apparates darauf, ob er wirklich jeder Schallempfindung bar[2] ist. Meistens gelingt es ihm, in dem Bereich zwischen 12,000 und 106 Schwingungen Töne zu entdecken, die der Patient trotz seiner Taubheit hören kann. Er vergleicht diesen kürzern oder längern Bereich wahrgenommener Töne mit „Gehörinseln", und setzt nun hier ein. Mittels eines neuen Instruments führt er dem Ohr des Patienten diesen einen Ton, den er als wahrnehmbar herausgefunden hat, in großer Stärke zu. Er „trainiert" seinen Gehörnerv. Die Ueberlegung ist die, daß der Nerv durch diese fortgesetzte Inanspruchnahme fähig gemacht werden soll, auf Schallwellen anzusprechen und sich an das Funktionieren zu „gewöhnen". Prof. Skrizki behauptet, durch diese Behandlung erreicht zu haben, daß sich die Gehörinsel erweiterte, anders ausgedrückt, daß zu den schon wahrgenommenen Tönen neue traten, die von dem Nerv aufgenommen werden können.

Er behauptet auch, bei vollständig Tauben eine gewisse Besserung ihres Mangels erreicht zu haben, und zwar sowohl bei solchen, die taub geboren waren, als auch bei andern, die ihr Gehör infolge einer Krankheit, wie etwa Scharlach, verloren hatten.

Anmerkung des Redaktors: Wessen Gehörnerv durch eine Krankheit vollständig zerstört ist, bei dem hilft kein Mittel, keine Kur, kein Versuch, keine Kunst, um den toten Nerv wieder zu beleben. Tote und Totes kann kein Mensch auferwecken!

[1] Das Wort „Training" (sprich: Träning) kommt von „trainieren" und dieses bedeutet: abrichten, sich fähig machen.

[2] bar sein (wessen) = es entbehren, Mangel daran haben.

Zur Unterhaltung

Der rote Teufel.

Erzählung von Hans Gysin, mit Holzschnitten von Hans Wagner, St. Gallen. (Fortsetzung.)

In einer Nacht, man dachte an nichts Böses, erwachte Kleinbethi zu ungewohnter Stunde, auffahrend wie von einer Schlange gebissen, und atmete so schwer. Die Mutter stand auf, machte ihm einen Schoppen und trug's herum, bis es wieder, ein wenig gebessert, einschlief. Aber nicht für lange, es fand keine Ruhe mehr und das Atmen ging schwerer. Als es kaum tagte, ging Paul zum Doktor Ritmeier, der konnte aber erst am Nachmittag kommen, und er machte gleich sehr ernste Augen hinter seiner Brille, sagte, daß man warme Wickel machen solle und ließ ein Fläschchen da zum Eingeben. Aber alles schlug nichts an: am dritten Tage lag das Kindlein da wie ein wächsernes Engelein, kalt und steif.

Bethli und Paul war es ähnlich zu Mut wie Adam und Eva, als sie vor der Türe des Paradieses stunden. Der kleine Pauli aber ließ sich von dem Todesengel nicht aus seinem Kinderparadies treiben. Zu allen Verwandten, die kamen, um seine Eltern zu trösten, sagte er: „Bethly in den Himmel hinauf gegangen!" Das tröstete auch seinen Vater und seine Mutter mehr als alle Sprüche der Freunde, aber doch nur für Augenblicke. Den Kleinen fanden sie jetzt oft, wie er in den Sternenhimmel hinauf staunte, das Sterben seines Schwesterchens hatte ihn zum Sternseher gemacht. Die Mutter fand leider nicht so viel Trost wie der Kleine bei den Sternen, und sie klagte oft über Kopfweh,

wohl vom ewigen an das Kind Denken. Auch der Vater war ein anderer geworden. Wortlos konnte er eine Stunde lang am Fenster stehen und dem Spiel der Gassenkinder zuschauen, ohne sie doch eigentlich zu sehen.

Für das immer schlimmer werdende Kopfweh der Mutter mußte man doch endlich etwas machen. Heinrichs Marie, eine entfernte Verwandte, riet zu Ueberschlägen auf den Kopf von halb Kirschwasser und halb Brunnenwasser, und Paul mußte eine halbe Maß holen in dem Trog.

Wirklich wurde das Kopfweh von Bethli nach und nach besser, aber zur Besserung half noch ein anderer Umstand mächtig mit: Bethli trug wieder eine neue große Hoffnung mit sich herum.

Auf das Herzweh von Paul konnte man leider nicht solche Ueberschläge machen; er wurde ganz schwermütig und machte seiner Frau keinen kleinen Kummer; vorher hatte er gar nicht so gemerkt, daß er so an dem Kind gehangen.

Endlich fand aber Paul selbst ein Linderungsmittel. Das Kopfweh war bei Bethli wieder einmal gekommen, und er mußte eine Flasche Kirschwasser holen; der starke Geruch stieg ihm in die Nase und er dachte: „Vielleicht hilft bei mir eine inwendige Anwendung etwas!“ Und er nahm ein paar herzhafte Züge.

Bethli dachte am selbigen Abend: „Der Paul kommt jetzt glaube ich doch — Gott Lob — über dieses Zeug hinweg, er redet wenigstens wieder etwas.“ Ja, an dem Abend nahm er den Kleinen das erstemal wieder auf die Kniee und machte: „Reite, reite Rößlein, in Basel ist ein Schlößlein“.

Am andern Tag kam aber die Traurigkeit doch wieder über den armen Vater, ja sie schien noch stärker zu sein als vorher, und er wußte nichts anderes zu tun, als wieder mit dem gleichen Mittel „Ueberschläge“ zu machen wie gestern und so brachte er allmählich sein Weh, wenigstens scheinbar, weg, aber — Bethli merkte von der ganzen Sache nichts; denn Paul rauchte immer seine Pfeife; so verdrängte der Tabakgeruch jenen andern vom „Kirschwasser und Apfelschnaps“. Ja, Paul war dahintergekommen, daß der wärmende „Apfelschnaps“ und das kühlende Kirschwasser bei ihm den gleichen Dienst tat.

Nach und nach kam Bethli doch darauf, daß mit Paul eine leise Veränderung vorgegangen war.

ihm der neue Schulmeister gerne abgekauft hätte, sondern wegen seinem köstlichen Inhalt.

Wenn man eine Kugel auf eine schiefe Fläche bringt, so fängt sie ganz langsam an zu rollen, aber dann immer schneller und schneller dreht sie sich, als ob eine Kraft in sie gekommen wäre, die sie abwärts treibt ohne Aufhalten.

Bei Paul ging es nicht ganz so ohne Aufhalten. Es gab Tage, wo er den schön geschnitzelten Trog auf der Bühne nicht besuchte und wo er wieder ganz der alte, liebe Mensch war. Und es kam ihm noch etwas zu Hilfe: er hoffte bald wieder ein kleines Mägdelein im weißen Schlafkorb zu sehen, und Bethli hoffte es auch, besonders um seinetwillen. Es kam aber ein Büblein und es war für Bethli schmerzlich, die Enttäuschung auf des Vaters Angesicht zu sehen.

Am Abend von Hanslis Geburtstag hatte der Vater etwas viel getrunken, und so ein paar Tage hintereinander, bis es Bethli nicht mehr länger aushielt und ihm in aller Liebe Vorwürfe machte. Er ließ sich auch etwas sagen und eine Zeitlang ging es wirklich besser.

Wieder kam ein Brenntag. Es hatte viel Kühbirnen gegeben, die zwar gemostet wurden, aber der „Trester" mußte gebrannt werden. An diesem Tag war's, wo Paul das erstemal wieder recht „über die Schnur gehauen" hatte! Bethli mußte ihn ins Bett bringen. Am andern Morgen schämte sich Paul bis ins innerste Herz, und der Brennhafen kam beim Versorgen schlecht weg, er bekam einen Stopf auf seinen Bauch mit dem schwergenagelten Absatz von Paulis Schuh, sodaß er einen „tiefen Eindruck" bekam, der ihm seiner Lebtag nicht mehr verging, dazu fluchte Paul und zischte zwischen den Zähnen: „Ich wollte, ich hätte dich nie gesehen, du roter Teufel!" Dem Brennhafen ging aber die unhöfliche Ansprache lange nicht so zu Herzen wie der „Stupf", und er tröstete sich damit, daß er dachte, es sei nicht ganz so bös gemeint, wie es aussehe. Und er behielt nur zu sehr recht.

Das Jahr darauf gab es wieder viel Kirschen, und niemand wollte sie kaufen, so mußte fast alles eingebeizt werden, nur einige Hürdli voll konnte Bethli dörren. Etwa drei Saum „machte" Pauli. Nicht zu seinem Nutzen. Für Aepfel und

Er war jetzt manchmal ein wenig in einer gereizten Stimmung, besonders am Abend. Und auch die Webstange mochte er nicht mehr so gern ziehen; entweder klagte er über große Müdigkeit und ging früh ins Bett, oder aber er mußte noch zum Wagner oder Schmied, oder mit einem Quantum Getreide in die obere oder untere Mühle. Manchmal sagte er's auch gerade heraus, daß er noch ins „Rößli" gehe zu einem halben Schoppen. Bethli ließ ihn gerne gehen; denn es war froh, daß er nicht mehr so schwermütig herumsaß, und ein Gläschen Wein mochte es ihm gerne gönnen. Nachts mußte Paul jetzt auch manchmal aufstehen, um in der Küche aus dem Wasserständli einen Schöpflöffel voll Wasser zu trinken! Er hatte immer Durst.

Es war wieder einmal ein „Brenntag". Sonst war das Brennen für Paul eine ziemlich langweilige Arbeit gewesen, höchstens kam es ihm lustig vor, daß von schwarzen Kirschen, die sonst alles rot färben, so ein lauteres Bächlein herausfließen konnte. Jetzt mußte er aber tüchtig versuchen, und am Abend merkte die Frau, daß die Zunge von ihrem Mann ein bißchen hinkte. Auch die Füße schienen ein wenig von ihrem Gleichgewicht verloren zu haben, doch machte sie sich nicht viel daraus; ihr Vater war an solchen Tagen immer auch ein wenig „angeheitert", er sagte: „Man darf dem Ochsen das Maul nicht verbinden, wenn er drischt!", und die Mutter lachte dazu, und weitere Folgen hatte es nicht. — Bei Paul war die Sache anders. Die Brenntage wurden allmählich seine Freudentage, und der alte Trog wurde sein Liebling, nicht weil er ein Altertum war, das

Birnen war auch ganz gute Aussicht, darum brannte er die Kirschen schon im Herbstmonat, und der rote Teufel wurde wieder in Ehren angenommen, ja sogar die Beule hätte ihm Paul gerne aus dem rußigen Bauch entfernt, was aber leider nicht möglich war. Das Kirschwasser konnte man nicht gut verkaufen, weil überall genug vorhanden war. So wanderte es in seine altertümliche Wohnung hinauf. Ein paar Flaschen minderwertiges blieb im Küchenschränklein. Ein gefährlicher Wohnort für Kirschwasser!

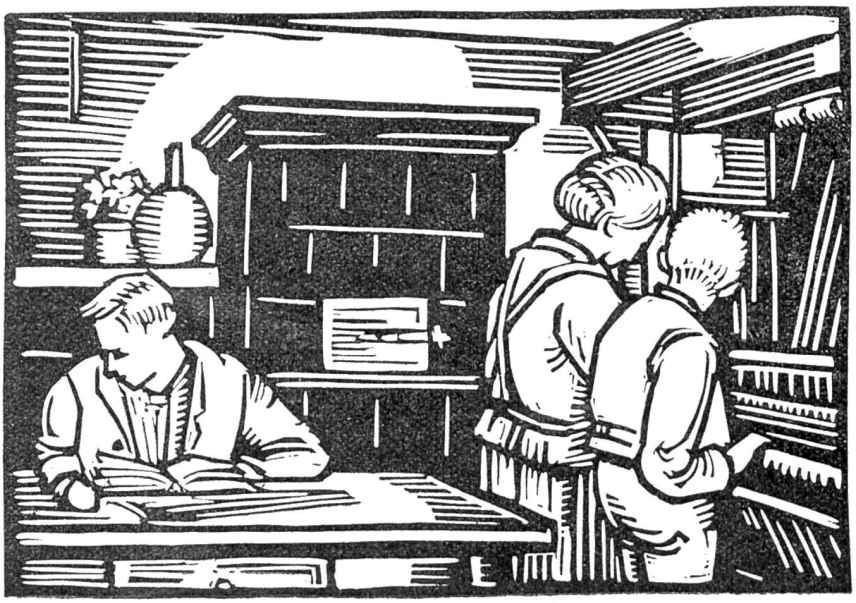
In der Zeit fing Paul an, vor dem Morgenessen, bevor er seine zwei Kühe melken ging, ein Gebranntes zu sich zu nehmen. Ja, er stund deshalb gerne vor seiner Frau auf, um sich ganz ungestört dem Genusse hingeben zu können. Natürlich gab's dann bis am Abend des „Guten" zuviel.

Merkwürdig war's, daß Paul, auch wenn er zuviel hatte, selten grob gegen seine Frau war, eher das Gegenteil: er küßte sie etwa einmal am hellen Tag vor den Leuten. Das war etwas Unerhörtes auf dem Land und machte fast mehr Aufwand, als wenn er ihr eine Ohrfeige gegeben. Oder er fing an, Liebeslieder zu singen: „Röslein, Röslein, Röslein rot" oder: „Das Lieben bringt groß Freud", oder das von den „zwei Königskindern". Im Wirtshause eine Kellnerin ansingen, das ginge ja noch an, aber daheim oder auf dem Feld: seine eigene Frau! Bethli war diese Art Liebesbezeugungen natürlich eine Last; denn es war ein übelriechender „Geist", der Paul trieb, und es versuchte den Mann wieder zur Mäßigkeit zurückzuführen. Paul selber litt auch manchmal unter seinem Laster, und er nahm dann einen Anlauf, um ihm zu entrinnen. Einmal übergab er Bethli den Schlüssel für die Wohnung des „Bösen Geistes" und sagte: „Jetzt gib mir nur noch alle Tage meinen Schnaps!" Das war in der Zeit, als Bethli zum vierten Male Mutter werden durfte. Als aber wieder nur ein Bub ankam, nützte der abgegebene Schlüssel nichts mehr. Zwar denselben verlangen von der Frau wollte Paul nicht in ihrem damaligen Zustand, aber mit einem Hebeisen ließ sich leicht die Rückwand des ehrwürdigen Troges aufbrechen, und er nahm nach der Anstrengung von dem Teufelszeug, wie er ihm selber manchmal sagte, soviel, bis er nicht mehr bei Besinnung war. Von da an war es, als ob jeder Widerstand aus seinem Leben gebrochen wäre.

Jetzt kam erst die rechte Leidenszeit für die arme Frau. Im ersten Stadium der Betrunkenheit sang er wieder seine Liebeslieder und wollte sie etwa, seine Frau nämlich, umarmen und küssen, aber er traf manchmal daneben, weil er nicht mehr recht zielen konnte und auch kein rechtes Entgegenkommen fand. Gegen den Abend lag er dann, besonders etwa im Winter, auf dem Ofen und Bethli mußte vom Posamentstuhl weg zum Füttern sehen, es mußte gut gehen, wenn es ihn zum Melken brachte und dann schlief er manchmal noch unter der Kuh und die Milch wurde verschüttet.

Weil Bethli überall sein mußte, kam es mit dem Posamenten nicht mehr recht nach und es mußte manchmal die Nacht durcharbeiten. Erstens verlangten die Herren in Basel die Ware auf den bestimmten Tag, und zweitens war der Verdienst jetzt doppelt notwendig. Gewöhnlich tat es die Buben zuerst ins Bett und womöglich auch den Mann, dann stellte es etwa ein Häfeli voll Milchkaffee ins Ofenrohr, um es so um Mitternacht herum zu nehmen. Aber o weh! wenn es kam, ganz abgemüdet von dem schweren Tag- und Nachtwerk, war das Häfeli schon ausgetrunken von einem, der noch viel mehr Durst hatte, obwohl er die Nacht nur durchschnarchte.

Bethli wurde bei dem Leben mager wie ein Bohnenstecken. Zu allem kam, daß seine Eltern



noch starben in dieser Zeit. Der Bruder hatte kein Verständnis für seine Not. Etwa einmal kam er, um Paul Vorwürfe zu machen, aber es ging darum nachher nicht besser, eher im Gegenteil. Einen großen Trost hatte es: seine Buben. Sie konnten ihm schon vieles abnehmen. Und noch einen größern: sein Bethli! Ja sein Bethli, wenn es schon nicht mehr auf der Erde lebte: immer näher und näher zog es seine Mutter hin zu dem, der noch helfen kann, wenn sonst niemand mehr hilft.

Vor Müdigkeit konnte die arme Frau manchmal nicht schlafen, auch wenn sie dazu Zeit hatte, dann betete sie für den ihr noch immer lieben Mann. Aber es sah aus, als ob die Sache dadurch noch ärger würde.

Der selbergebrannte Schnaps reichte Paul nicht mehr, und er mußte auf alle Art und Weise sehen, wie er dazu kam: bei den Wirten, bei den Bauern und bei den Wein- und Schnapshändlern. Es kam so weit, daß er aufpaßte, wenn ein Bauer seinen Brennhafen herumtrug: das sah er am besten, wenn die Trester auf den Mistplatz ausgeleert wurden, dann machte er sich hinzu, und gewöhnlich schauten ein oder zwei Gläschen heraus. Geld wurde allmählich rar bei Paulis, so suchte der arme Trinker nach Wegen, um ohne diese runden Metallstücke zu seinem zugleich geliebten und gehaßten Getränk zu kommen. Sein ganzes Sinnen und Trachten war nach und nach nur noch darauf gerichtet: wie komme ich zu Schnaps? wie komme ich zu meinem Schnaps?

Einmal studierte er längere Zeit daran herum, wie man von Rößliwirts Keller eine Leitung in den seinen machen könnte. Er malte sich schon aus, wie er dann einen Brunnen lebendigen Wassers hätte in seinem Keller und nicht mehr dursten müßte. Zu seinem Leidwesen konnte aber daraus nichts werden; denn der Rößliwirt war mit dem Plan nicht einverstanden; es war ihm eben nicht nur darum zu tun, seinen Schnaps möglichst bald verbraucht zu sehen, sondern er wollte daran möglichst viel verdienen, und das war bei einer solchen Leitung sehr in Zweifel gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Offenes Schreiben an die schweizerischen Gehörlosen, sowie an die Gehörlosenvereine.

Liebe Schicksalsgenossen!

Ihr alle wisset schon, daß seit einigen Jahren der „Schweizerische Taubstummenrat" (S. T. R.) besteht. Dieser konstituierte sich einst aus den intelligentesten Gehörlosen der ganzen Schweiz, denen euer Wohl am Herzen liegt. Er hat unter anderm auch die schweizerischen Taubstummentage und die Basler Ausstellung durchgeführt. Jeder, der dabei war, hatte die Freude, einstige Mitschüler und Freunde wiederzusehen, alte Bekanntschaften aufzufrischen und neue zu schließen. Schon viel Arbeit zur Wahrung eurer Interessen haben die Mitglieder des Arbeitsausschusses des S. T. R. getan und ihre freie Zeit für eure Sache geopfert. Ebenso haben die Basler Schicksalsgenossen zum Gelingen der „Gewerbeausstellung" in verdankenswerter Weise Opfer gebracht.

Ihr werdet in Nr. 11 der Gehörlosenzeitung 1928 den Bericht des S. T. R., sowie über die Ausstellung aufmerksam gelesen haben. Der S. T. R., der bisher seine finanziellen Mittel nur auf freiwilligem Weg, durch Liebesgaben aufbrachte, konnte die großen Kosten der Basler Ausstellung nur teilweise decken und bekam statt eines Einnahmenüberschusses leider nur ein Defizit. Glücklicherweise konnte dasselbe dank den eifrigen Bemühungen des Basler Organisationskomitees, sowie einiger Fürsorgestellen ganz gedeckt werden. Aber die Kasse des S. T. R. ist leer, sie soll wieder gefüllt werden, was auf bisherige Weise nur langsam und mit viel Mühe geschehen kann.

Es würde viel schneller geschehen, wenn Gehörlose beiderlei Geschlechts, die so glücklich sind, immer Arbeit und guten Verdienst zu haben, jährlich freiwillig und nur einmal 50 Rappen bis 1 Franken für euer Wohl und das eurer Leidensgenossen opfern würden. — So wie die vielen hörenden Taubstummenfreunde für arme und hilfsbedürftige Taubstumme jährlich an die Fürsorgevereine finanzielle Opfer abgeben, so solltet auch ihr bessergestellte Gehörlose für eure eigene Sache ein kleines Opfer bringen zuhanden des S. T. R.